

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

N^o 49.

Montag, den 26. März

1838.

Unterhaltungsblatt.

Reiter und Invalid.

(Ein Straßenschild.)

Vor der Schänke hält der Reiter,
Graubeküßt auf heißem Roß,
Trinken will er erst, dann weiter,
Leicht ereilt er noch den Troß.

Und den Schänken ruft er schnelle:

„Heda, Wein! — Doch frisch und klar!“

Dienstbeflissen von der Schwelle
Reicht das Glas ihm Jener dar.

Sich' auf Staub'ger Straße schreitet

Da ein Mann, ergraut und schwach,

Lahm auf einem Fuße, leitet

Der sein krummes Roß sich nach.

Klätlich traun ist's anzusehen,

Und der junge Reiter stutzt,

Wie die Zwei so mühsam gehen

Ausgedient und abgenutzt.

„Alter, sag', wohin die Straße?“

„Zu dem Schinder,“ spricht der Mann,

Und das Aug', das thränennasse,

Blickt ihn kalt, doch schmerzlich an.

„'s ist der letzte Gang im Leben,“

Spricht er, „den wir Beide thun,

Blieb für uns nichts übrig eben

Als am Ager drauß zu ruh'n.“

„Haben lange ausgehalten,

Lange in Gefahr und Noth,

Krüppel selbst, führ' ich den alten

Krüppel jetzt zum Schindertod.“

Und dem Reiter, der gehoben
Lust das Glas an seinen Mund,
Ist die Trinklust wie verstorben
Und es schnüret ihm den Schlund.

Und dem Greis, von Schmerz durchnaget,
Reicht er hin das Glas mit Wein,
Gibt dem Roß den Sporn und jaget
D'rauf in toller Hast seldein.

Johann N. Vogl.

Die Soirée.

(Fortsetzung.)

Das war aber ein Gespräch, das die Damenwelt völlig elektrisirte. Ein Weib ist nur geboren, um zu gefallen, sagt irgendwo ein geistreicher Schriftsteller. Das Gemüth des Weibes besitzt ein ganzes Arsenal von Waffen, um damit Männerherzen zu erobern, dafür verlangt es auch für sich stets möglichst gefällige Eindrücke. Die Poesie und vorzüglich die dramatische, findet das dankbarste Publicum bei der schönern Hälfte des allgemeinen. Moden und Schauspiel sind immer die Anregungs-Momente für weibliche Seelen, sie mögen sonst noch so betrübt seyn. Ottilie, die ernsthafteste, unglücksbleiche Frau, die still und in die Betrachtung ihrer häuslichen Leiden verloren, da gefesselt wurde jetzt plötzlich lebendig, beredsam, selbst heiter. Wir geben den Inhalt dieser Unterhaltung nicht wieder, sie umfaßte wie alle ähnliche, dieselben Gegenstände, trug dieselben Farben, die dergleichen Besprechungen überall in Deutschland zur Schau tragen. Klagen über den Verfall des deutschen Theaters, Sehnsucht nach einer Nationalbühne, Lob und Tadel der überhandnehmenden Opernmanie, Kritiken über die Leistungen einzelner Schauspieler und Sänger, gute und schlechte Urtheile — alles dieß wiederholt sich in hundert Gesellschaften auf dieselbe Weise. Das Theater ist das Alph

und Omega bundesstaatlicher Journalistik, es bildet den Centralpunct aller Conversation, es drängt jeden andern hervorstrebenden Gegenstand in den Hintergrund. Ein Jeder beschwert sich über das Uebergewicht, welches das Theater über andere Interessen erlangt hat, und ein Jeder räumt ihm unwillkürlich dasselbe Uebergewicht ein. Es war auch die Rede von der Ueberschätzung der Schauspieler und namentlich der Sänger und Sängerinnen.

„Während die übrigen Künste und Wissenschaften in manchen Staaten von oben herab wenig oder gar nicht unterstützt werden,“ bemerkte ein magerer, kleiner, schwindfüchtig aussehender Mann mit einer jener unzufriedenen Physiognomien, wie man sie heutzutage in den Gesichtern von hundert Recensenten trifft, — „während für die Literatur und ihre Träger nichts geschieht, werden unsere Schauspieler in manchem Bundesstaate nicht nur wie hohe Staatsmänner besoldet, sondern auch wahrhaft fürstlich protegirt und über die Gebühr bevorzugt. Dichter und Tageschriftsteller darben, der Genius schafft die gediegensten Werke, welche noch in späteren Zeiten eine Zierde deutschen Geisteslebens seyn werden, die Großen der Erde nehmen keine Notiz davon, manche Dedication wird kaum mit einem allerhöchsten, höflich kalten Dankfugungsschreiben beantwortet, manche ignoriert, während die Bravour-Arie einer Primadonna mit brillantesten Spangen, der falsche Pathos eines Histrionen mit ächem Golde und Edelsteinen belohnt wird, obschon sich diese Leute durch hohe Gagen schon einer gemächlichen Existenz erfreuen, während unsere Literaten, wie bekannt, zum größten Theil mit den kleinlichsten Verhältnissen des Lebens, mit den niedrigsten Bedürfnissen zu kämpfen haben. In Frankreich hat der Schriftsteller einen eigenen Stand, bei uns kann ein Mensch, der sich bloß mit literarischer Beschäftigung abgibt, noch von Glück sagen, wenn er nicht geradezu verlacht wird, oder gar verhungert.“

„Eines solchen Glückes haben wohl besonders Sie, mein Herr, sich zu erfreuen,“ sagte ein schöner Mann, dessen ganzes Aeußere den Schauspieler verrieth. „Ja, Sie haben Recht, wir werden überschätzt, in jeder Hinsicht verhätschelt, aber wie lange dauert es? Welche Spur läßt unser Schaffen hinter uns zurück? Man spricht von den guten Leistungen ausgezeichneter Mimen und Sänger nach einem Jahrhundert, aber seine Leistung selbst ist mit ihm untergegangen. Wie glücklich ist dagegen der Dichter! Gerade der Mangel des Aeußeren vermehrt bei ihm den Reichtum des Innern, unsere ärmsten Dichter waren vielleicht die besten. Das Gedicht lebt durch Jahrtausende, so lange es eine deutsche Sprache gibt. Der Ruhm ist ein großer Gedanke, ein noch größerer die Unsterblichkeit, des Schweißes der Edlen werth. Es ist poetischer, im Schooße des Mangels Kronen verschicken zu können, als im Schooße des Ueberflusses Brillanten anzunehmen.“

Mit verschränkten Armen, ziemlich entfernt von dem conversirenden Theile der Gesellschaft, stand ein Mann, mit dem Rücken an eine Fensterbrüstung gelehnt. Es war eine hohe Figur mit edlen Körperruiffen und Formen.

Das blasser Gesicht hatte einen fremdartigen Schnitt, orientalisches Leben lautete aus seinen Zügen, die glänzend schwarzen Augen funkelten wie zündende Blitzstrahlen, gelocktes schwarzes Haar beschattete die hochgewölbte Stirn, über den feinen Mund mit dem lebhaft rothen Lippenpaar ragte die kühn gebogene Nase. In dem ausdrucksvollen Kopfe war viel Stolz aber auch viel Schmerz ausgeprägt. Der blühende Blick der Augen nahm oft einen sanften, schwermüthigen, fast traurigen Schein an. In diesem Blicke lag dann eine ganze Geschichte voll Unglück und Jammer, aber auch ironisches Wetterleuchten schoß aus der elektrischen Nacht hervor; man glaubte ein lyrisch-episches Gedicht in dieser Melancholie zu lesen.

Jetzt schweiften seine Blicke zu den anziehenden Zügen einer jungen Dame in reichem Schmucke hinüber. Ihre Augen begegneten sich. Die Wangen des lieblichen Kindes färbten sich mit einem zarten Roth. Sie erhob sich und zeigte einen edlen Wuchs, der Leib glich der schönen bergenden Säule eines hochstrebenden Geistes; die Formen, Schultern, Busen, Hüften waren fein, jugendlich, unschuldig gerundet. Kastanienbraune Locken, die eine Brillantnadel nur mit Mühe zusammenzuhalten vermochte, quollen in reicher Fülle über die runde, leuchtende Begrenzung des Nackens; in den braunen Augen lag ein südlisch milder Himmel, der lockende Morgenduft des Lebens umwogte das ganze Wesen.

Der junge Mann richtete sich hoch auf. Wie ein sinnvolles, lebenverklärtes Götterbild stand er da. Wehmuth hauchte über seine Züge. Er war ganz in dem Anschauen des schönen Mädchens verloren.

Theresens Blick schweifte im Laufe der Unterhaltung seitwärts, er blieb einige Minuten an der edlen Gestalt haften. Sie folgte der Richtung seiner Augen, und als sie das Ziel fand, nickte sie leicht mit dem Haupte, und ein theilnehmender Zug flog über das Gesicht der hohen Frau.

„Wollen der Herr Doctor nicht näher treten,“ sprach sie. „Es wäre doch bestreudend, wenn die von uns abgehandelten Gegenstände so ganz ohne Interesse für Ihr universelles Gemüth seyn sollten.“

Der junge Mann mit dem interessanten Kopf, dem schwarzen Anzuge und der überaus feinen Leibwäsche, trat jetzt in den Kreis. Er nahm bald mit leichter, anmuthiger Schmiegsamkeit an dem Gespräche Theil. Die junge Welt schien ihm gern zuzuhören. Einige ältere vornehme Herren sahen ihn dagegen mißtrauisch an, wie man ein fremdes, ungehöriges Mitglied der Gesellschaft zu betrachten pflegt. Der Doctor verbeugte sich leicht gegen die Hausfrau, fuhr mit den Fingern durch das reiche Haar und sprach:

„Ich habe mich nicht der Gleichgültigkeit anzuklagen gegen die wichtigen Interessen, welche eine so hochachtbare Gesellschaft zu Gegenständen der Besprechung erwählte; vielmehr lieb ich stets ein aufmerksames Ohr, und besonders wurde meine Theilnahme rege, als die heutige Literatur berührt ward. Ein erschöpfendes Urtheil über die neueren

Bestrebungen junger deutscher Schriftsteller jetzt schon abzugeben, halte ich meiner Ansicht nach für sehr gewagt. Wir leben seit lange in den Stadien einer gewaltigen Durchbruchperiode, von welchen das letzte noch lange nicht erreicht ist. Es wird viel gekämpft und mehr edles Herzblut in Bewegung gesetzt als je. Das Wort ist die edle Waffe des Geistes geworden, und die Nachkommen werden sich des Besitzthums erfreuen, das wir für sie ersehten. Seit 1830 ist Vieles wieder jung geworden, die Jugend braust ungestüm dahin, es schäumt und gährt, aber das Unhaltbare wird verrauschen und was für alle Zeit gut ist, auch für alle Zeiten bleiben. Das junge Deutschland, in seiner bessern Bedeutung, wird zum Manne heranreifen, der Mann manche Thorheit seiner Jugend belächeln, aber auch manche süße Erinnerung sich bewahren, und die ewige Jugend des Gemüths wird, wenn sie erhalten und reif geworden, das Bessere nie aufgeben. Alle diese Kräfte, die sich jetzt aus dem Gewirre hervorrängen, werden erst dann erprobt und bewährt oder nicht gefunden werden können. Man hüte sich eben so sehr vor einem hastigen Verdammen dieser Bestrebungen und Richtungen, als vor einem blinden Ueberschätzen derselben. Es wird Alles in das gehörige Geleise kommen. So viel ist gewiß: wir sehen jetzt schon viel Schönes erblühen, die wichtigsten Fragen sind aufgestellt, Der Geist der Geschichte, der sich in den letzten Ereignissen fast jeglicher Art nicht verläugnet hat, wird sie lösen. Irrthümer sind am meisten da zu verzeihen, wo nach der Wahrheit gestrebt wird, und die Wahrheit kann nie zu theuer erkauft werden, sollte man sie auch mit einem vorübergehenden Wahne bezahlen müssen. Man will den Geist emancipiren, man will, wie Viele glauben, auch das Fleisch emancipiren: man emancipire. Die wahre Freiheit, welche stets nur eine einzige, eine göttliche und daher auch eine rein sittliche ist, wird nur allein bestehen können, alles Andere wird die Civilisation mit ihrem Wellengrabe bedecken. Der wirkliche Schönheitsinn, die Wahrheit der Poesie, läßt sich nicht bestechen, was ewig schön und wahr ist, muß auch stets ewig schön und wahr dastehen. Es ist schön, daß eine krankhafte Prüderie immer mehr aus Leben, Kunst und Wissen schwindet; diese Prüderie war nie gesund, sie beförderte die Sittlichkeit nicht, und Aufrichtigkeit ist das erste Element des Sittlichen. Der Uebermuth der Jugend ist zu tadeln, aber dieser Uebermuth hat mehr Leben und jedenfalls mehr Wahrheit als die grämliche Kriettelei des Alters. Noch einmal: wir leben mehr als es je früher der Fall war, in der Zeit der Hoffnungen. Laßt uns hoffen mehr als je, und wird unser Lohn auch bloß dadurch abgetragen, daß wir gehofft, nun so haben wir doch unsern Lohn."

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Calembours von Langenschwarz.

Man hat dem deutschen Improvisator Langenschwarz so oft Mangel an Tiefe zur Last gelegt, statt sich an den

gefälligen und treffenden Wendungen seiner leichten Muse und oft blizähnlichen Productionen zu ergötzen. Was die Freude eines Moments gewährt, hat seinen Zweck erfüllt; wenn ein Volkslied durch Jahrhunderte fortklängt, verhält ein Tanz mit dem Rauschen seiner Tonwellen. Und wer im nächsten Augenblicke stirbt, wäre in gleicher Wonne gestorben. — Wir lassen indeß obigen Vorwurf unentschieden, und begnügen uns mit Anführung einiger von ihm herrührenden Calembours, die zum Theil sehr treffend sind.

Als nach dem Falle von Warschau sehr viele Güter in Polen confiscirt wurden, äußerte ein vornehmer Russe gegen Langenschwarz: „Was haben nun die armen Menschen davon? Ihre ganze Lustigkeit ist dahin!“ — „Da sind Sie im gewaltigen Irrthume,“ versetzte L., „ich habe Polen nie so aufgeräumt gefunden, als in diesem Augenblicke.“

Während des Zeitraumes, in welchem die russische Regierung eine große Menge unglücklicher Polen nach Sibirien abführen ließ, sagte ein anderer Russe zu L.: „Nun ist Alles beigelegt; unsere Regierung hat ganz Polen für sich eingenommen.“ „Zum Abführen“ erwiderte L. lakonisch.

L. saß in einem Berliner Gasthause an der Seite einer Dame, die, während sie wie der beste Jenaer Student, einen Schoppen Wein nach dem andern hinunterschlürfte, ihm von einem Prozesse erzählte, den sie nicht gewinnen könne. „Ei“ versetzte L., „das wundert mich, denn ich bemerke, daß Sie eine Dame von sehr starkem Einflusse sind.“

„Denken Sie,“ sagte Jemand zu L., „ich habe dem Herrn N. das Geld abgefordert, welches er mir schuldig ist, und er hat mir den Hut vom Kopf geschlagen.“ „Der Mann ist rechtschaffen,“ sagte L., „er wollte Ihnen eine Abschlagszahlung geben.“

„Wird,“ fragte Jemand unsern L. während des polnischen Krieges, „wird die russische Regierung den gefangenen Polen den Abzug gestatten?“ „D freilich,“ versetzte L., „man wird sie auf jeden Fall ausziehen lassen.“

Ein Frankfurter Uhrmacher, der seine einzige Tochter nicht besonders aufmerksam erzogen hatte, sagte zu L.: „Denken Sie, mein sechszehnjähriges Kind ist mit einem meiner Gesellen davongelaufen.“ „Das ging Ihnen,“ versetzte L., „wie mit manchen Ihrer Uhren; Sie haben sie zu schlecht aufgezogen, darum ist sie zu frühe abgelaufen.“

Jemand sagte zu L. in Frankfurt am Main: „Unser Theater ist so jämmerlich schlecht, wohin wird es noch kommen?“ — „In den Abgrund,“ versetzte L., „denn es hat eine falsche Direction genommen.“

„Man hält mich für außerordentlich jung,“ sagte eine faltige Kokette zu L.; „das ist etwas sehr Altes“ meinte L.

Zu Jemandem, der sich bei der Tafel mit beiden Ellenbogen aufstützte, sagte L.: „Sie sind ein charmanter Ge-

teilschafter. Ueberall sind Sie sehr aufgelegt" (und auf der Stelle trat Ellenbogengestaltung ein.)

Ein Künstler, der eben kein großes Talent war, sagte zu L.: „Ich muß Sie die Treppe hinunter bis an die Hausthüre begleiten.“ — „Thun Sie das nicht,“ sagte L., „man würde unten sehen, daß Sie ein heruntergekommen er Künstler sind.“

Anekdote.

Der bekannte Professor H — r in B. ward einst in Oberprima ausgetrommelt. Ohne die Fassung zu verlieren, sagte er: „Gut, gut, ich weiß schon längst, daß hier mehr Beine als Köpfe sind.“ — Es ward ruhig.

Nekrologe.

(Schluß.)

Der verehrte Pöhlz hatte testamentarisch verordnet, daß er einfach begraben seyn wolle, und daß nur drei Wagen seiner Leiche folgen sollten. In diesen Wagen weilten die vom Versorbenen selbst namhaft gemachten näheren Freunde. Allein, wer sich freiwillig anschließen wollte, konnte dieß, und so folgte der Leiche des verehrten Mannes ein bedeutender Zug von Studirenden und anderen Bewohnern Leipzigs, so wie in der langen Reihe, welche 21 Wagen bildeten, die Universität, der Stadtrath, die Stadtverordneten und viele andere Personen, die dem Zuge sich anschlossen. Am Grabe angelangt, ertönte der feierliche Gesang eines Männerchores, worauf der Stadtrath Dr. Seeburg, ein in Leipzig allgemein geschätzter Mann und vieljähriger Freund des Verbliebenen, folgende Worte sprach:

Die väterliche Freundschaft, welche Du, Verkürter, mir im Leben geschenkt hast, führt mich an Deinen Sarg, um Dir das have pia anima, das letzte Lebenswohl, zu sagen! Indem wir in das Grab Dich senken, halt es im ganzen gebildeten Deutschland wieder: auch Pöhlz ist todt! — und das Echo trägt die Trauerkunde weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes! Doch, nicht diesen Kranz des Ruhmes habe ich auf Deinen Sarg zu legen: Du selbst drücktest ihn tief auf Deine Schläfe, und selbst Haß und Mißgunst können ihn Dir nicht rauben! — Wer aber, mein theurer Todter, übte mehr als Du, jene humane Bereitwilligkeit, durch Wort und That zu dienen, zu helfen und zu nützen? — Diesen edeln Trieb hast Du noch im Tode bewahrt. Die Ergrügenschaft Deines mühevollen Lebens hast Du niedergelegt auf den Altar des Vaterlandes, damit die Wissenschaft mehr und mehr gedeihe, damit Sachsens, damit Leipzigs Ruhm am literarischen Himmel noch reicher erglanze. Euch, akademische Jünglinge, hat er diese Ergrügenschaft gewidmet, an Euch richtet er seine letzten Bitten, auf Euch ruht er seine Hoffnungen. Höret die Stimme des Todten: „Gern möcht' ich beim Scheiden der tröstenden Hoffnung

mich hingeben, daß mancher in seiner Bildung glücklich aufstrebende Jüngling nicht bloß unterstützt, sondern auch durch meine Eifertungen wissenschaftlich angeregt werden möge, um dereinst im reifen Mannsalter den im Reiche der Wissenschaften unvergänglichen schaffischen Namen durch eigene gediegene schriftstellerische Werke, an seinem Theile, mit Ehre und Ruhm auf die Nachwelt zu bringen.“

Höret diese letzten Worte des Todten, akademische Jünglinge! — Nicht viele Sterne solcher Größe hat das Vaterland zu verlieren! Have pia anima!

Nach Beendigung dieser Rede, und nachdem der seinem Verdienste gebührende Kranz auf den Sarg gelegt worden war, sprach der ehrwürdige Superintendent Leipzigs, Dr. Großmann, den Segen, worauf ein abermaliger Gesang die einfache, stille und dennoch erhebende Feier schloß.

Notiz.

[Berichtigung.] In No. 85 der Blätter für Literatur und bildende Kunst vom 25. October 1837, Beilage zu der Abendzeitung, befindet sich eine Recension der Schrift:

„Beiträge zur Bereicherung und Erläuterung der Lebensbeschreibungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen, Könige von Preußen &c. Herausgegeben von K. F. Zödenbeck.“ (Sic?)

Abgesehen davon, daß der Herausgeber dieser Beiträge nicht Zödenbeck, sondern Mödenbeck heißt, sagt der Recensent: „Unter den beigelegten Anekdoten dürfte die noch wenig bekannt seyn, wie Friedrich II. einem Candidaten der Theologie aus Ungarn, den er in Sanssouci kennen gelernt und liebgewonnen hatte, ein Empfehlungsschreiben an seinen Gesandten in Wien mitgab, für den Fall, daß dem Candidaten durch die, von den Jesuiten besorgte Bücherrevision, seine Bücher weggenommen würden. Die Confiscation erfolgte wirklich, und Friedrich erzwang die Zurückgabe der Bücher, indem er in dem Jesuitencollegium zu Breslau die Bibliothek versiegeln ließ.“

Diese Anekdote, welche nach des Recensenten Aeußerung noch wenig bekannt seyn sollte, steht ausführlich in der Schrift: „Friedrich der Große. Zu richtiger Würdigung seines Charakters und Geistes.“ (Berlin in der Neut'schen Buchhandlung 1834.) S. 169 — 173.

Uebrigens ist das Ganze nur eine trockne Compilation, ohne daß der Herausgeber durch seine Darstellung oder Wink dem Leser einen richtigen Gesichtspunct eröffnet, wie die angeführten Thatfachen und Aeußerungen zu beurtheilen sind. Man irrt sich sehr, wenn man unter der Rubrik: „Tagebuch Friedrichs des Großen von 1740 — 1749,“ glaubt, es sey ein vom Könige geführtes Tagebuch; das ist es keineswegs, sondern nur ein trockenes Verzeichniß, wo sich der König jeden Tag aufgehalten und wem er Audienz ertheilt habe, ohne ein interessantes Detail über die Letzteren.

— r —